

7.4.3/1956
2.3

Welt am Sonntag, Hamburg
23.9.56 / Nr. 39 / S. 7

7.4.3/1956

H

Nr. 39 — Seite 7

„Noch ist mir die Bühne recht unheimlich“

Gespräch mit Remarque bei einem Glase Rotwein

Ein neuer Theaterdichter erlebte am Freitag in Berlin seine Premiere: Erich Maria Remarque hat sich auf die Bretter gewagt. Der erfolgreiche Romanautor will mit „Die letzte Station“ seine Wirkung auf der Bühne erproben. Er tut es mit Helfern von Rang: Paul Verhoeven führt Regie, Heidemarie Hatheyer und Kurt Meisel spielen die Hauptrollen. Kurz vor der Premiere sprach unser Mitarbeiter mit Remarque.

Ein Erfolgschriftsteller — und wenn überhaupt jemand, dann ist Erich Maria Remarque einer — werde leider in Deutschland im Grunde nicht für voll genommen. Remarque sagt es selber mit einem Achselzucken. — Wir sitzen in einer Weinstube, die nahe dem Theater liegt, in dem jetzt sein erstes Bühnenstück an den Tag tritt.

Er sieht anders aus als auf den Photographien, von denen man ihn zu kennen meint. Die Lichtbildkünstler haben ihn gern „dämonisch“ von unten angestrahlt und ihm das Aussehen eines eleganten Hexenmeisters gegeben. Aber man findet einen Mann, der gern lacht, einen leichten Anflug des Rheinischen in der Sprache hat und vom Schreiben sachlich redet wie ein Ingenieur von seiner Arbeit.

Er ist Theaterneuling. Den Stoff zu der „Letzten Stadion“ hat er während seiner Drehbucharbeit an dem Pabstfilm „Der letzte Akt“ gefunden. Ihm, dem Romancier, scheint es erregend und geheimnisvoll, wie jetzt seine erste Dramenarbeit erst durch fremde Hände gehen müsse, um in den Aggregatzustand der lebendigen Bühne zu kommen. Sonst liefere man sein Buch ab, und damit habe es sich. Jetzt sei er auf fremde Hilfe angewiesen. Diese Erfahrung sei ihm neu und unheimlich.

Aber — und der Schriftsteller-Techniker spricht weiter — wenn es an einen Roman geht, muß der Schriftsteller immer auf Zeit von der Welt Abschied nehmen. Es sei, als gehe man an die Abgeschlossenheit der langen Arbeit wie in ein Kloster. Die Klausur, deren es natürlich auch für das Drama bedürfe, dauere aber bei weitem nicht so lange: 80 Seiten Text eines Theaterstückes, sagt Remarque, sind schneller hergestellt als die 400 Seiten getüftelter Prosa eines erzählenden Buches.

In Berlin, so verändert sich die Stadt darbietet, findet er noch viele rührende und bewegende Anklänge an seine ersten Zeiten hier. Er war nach dem ersten Kriege, der sein Schicksal und sein eigentliches Lebensthema geblieben ist, als blutjunger Mann hierher gekommen. Vorher war er Schulmeister, dann Kommissar in einer Grabsteinhandlung, war er Organist gewesen. Sein erstes Buch, „Im Westen nichts Neues“, schleuderte ihn schnell in den Weltruhm empor, und dieses Buches wegen mußte er Deutschland dann früh verlassen.

Aber Remarque erinnerte sich nicht ohne ironisches Behagen an den Spaß, den sich einige seiner Freunde machten, als sie dem „Völkischen Beobachter“ aus dem Exil einen wörtlichen, aber unverfänglichen Abschnitt aus Remarques Buch unter anderem Verfassernamen schickten und die Feuilletonredaktion dann den Ausschnitt auch prompt als Beispiel einer — nun endlich wahrhaftigen und sauberen Darstellung des Krieges abdruckte. So kam Remarque durch Jux und Tücke auch einmal in den VB.

Er will nächsten wieder besuchsweise nach Amerika zurück. Dort hat er eine kleine Wohnung, von der er schwärmt. Sie blickt hoch über die leuchtenden Schluchten der Wolkenkratzer. Er hat seine Wohnstatt sonst bei Ascona, wo er gerade einen neuen Roman fertiggestellt hat, der jetzt bei Klepenheuer erscheint. „Der schwarze Obelisk“ ist ein Inflationsbuch, das — leicht kaschiert — die eigenen bitteren Lehr- und Wanderjahre des Verfassers in den Jahren darstellt; da die Mark rappelköpfig geworden war und Menschen und Verhältnisse außer Rand und Band gerieselten.

Remarque, der Erfolgschriftsteller, hat schon ziemlich alle Hände voll zu tun, um mit den 20 Verlegern, die er in

Für verwöhnte Gäste

Dufardin

er bekommt so gut

20 verschiedenen Ländern hat, geschäftlich auf dem laufenden zu bleiben. Er habe, sagt er, sich den Rat des alten Bernard Shaw, „Stick to your Copyrights“, seit er mit „Im Westen nichts Neues“ viel Lehrgeld zahlte, zu Herzen genommen. Er trennt sich von seinen Urheberrechten nicht mehr. Es zahle sich aus.

Es ist spät. Remarque kann sich von dem Rotwein nicht trennen. „Trinken wir noch einen letzten!“ sagt er. „Goethe hat diese Steigerung eines schon gesteigerten Wortes gewagt.“ Er sagte tatsächlich „letzten“... Und dann trinken wir den. Auf den Erfolg. Auf Berlin. Auf „uns alle“.

FRIEDRICH LUFT

dpa
ebs
burt
gen-
erst
der
er
ich
nt-
der
iter,
das
umit
1 —
rs.“
fen.
ben,
wie
wie-
rri-
die
ben.
asse
Sie
Aber
um:
das
m es
ge-
von
nzen
ragt.
nicht
wer-
hut-
lität.
ack-
ihre
f —
dern
USE

P-A 2.3.1956